

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 28 (1938)
Heft: 22

Artikel: Die Pantoffeln
Autor: Raymond, John
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-641791>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Pantoffeln

Von John Raymond.

Seit acht Jahren war Joan mit John Brentford verheiratet, und sie kannte seine Bemerkungen über Politik, Finanzen und Golf genau so gut, wie er ihre Ansichten über den neuen Hut der Nachbarin, über den Küchenherd und über die jeweiligen Warenhaus-Ausverkäufe kannte.

So stand es um beide, als Joan die Bekanntschaft Franks machte. Frank war ein Dichter. Literarisch gebildete Damen behaupteten, er ginge etwas plump und selbstgefällig ins Zeug; aber Joan hatte Ehrfurcht vor Frank. Für Joan grenzte es an ein Wunder, dem Mann zu begegnen, dessen Werk „Der Liebe Lohn“ sie erst kürzlich irgendwo in Fortsetzungen gelesen hatte.

Ihre Unterhaltung war keineswegs originell; aber es erfüllte Joans Gemüt mit Erinnerungen an die Frauen, die große Dichter zu ihrem Schaffen inspiriert hatten.

Frank wieder tat die naive Bewunderung der jungen Frau wohl. Und so bat er sie, ihn einmal in der Redaktion zu besuchen; er würde ihr den ganzen Betrieb zeigen. Sie war begeistert. „Wenn Sie mich zwischen 10 und 11 anrufen“, sagte sie, „das ist die beste Zeit, mich zu erreichen.“ Was ganz einfach bedeutete: um diese Zeit ist John sicher nicht zu Hause . . . aber Joan war sich gar nicht bewußt, daß sie das meinte.

Als sie an diesem Abend ihrem Mann gegenüber saß, bemerkte sie plötzlich, wie licht Johns Haar geworden war und, um die Dinge auszugleichen, wie dick seine Figur. Er war ein lieber Kerl, natürlich. Aber es war nichts Erregendes um ihn. Er war sachlich, trocken, immer derselbe.

Und sie selbst? Sie war sehr hübsch. Ihre Gestalt war von wunderbarer Schlankheit, wenn man in Rechnung zog, daß sie schon über 30 war. So kann ein bißchen männliche Bewunderung das weibliche Selbstgefühl zum Sieden bringen.

Bei ihrer Schönheit sollte ihr Leben nicht so ereignislos verlaufen. Sie sollte unter Menschen gehen, statt jeden Abend John gegenüberzusitzen, er in seine Abendzeitung vertieft und mit alten gestickten Pantoffeln an den Füßen. Sie starrte sie gehässig an; so widerwärtig waren diese Pantoffel.

Frank rief drei Tage später an. Er wollte sie in seinem Wagen abholen. Aber Joan, die selbst Nachbarin war, kannte die Gefahr nachbarlicher Neugier. So trafen sie einander in der Fleet Street, und als sie die Druckerei verließen, schlug er vor, den Tee im Savoy zu nehmen. Joan war nie dort gewesen; aber sie wußte, daß es furchtbar elegant war. Führten nicht alle Romanhelden ihre Freudinnen ins Savoy?

Sie trafen einander häufig. Eine Matinee, Autofahrten zu weltverlorenen kleinen Gasthöfen, Zusammenkünfte zum Lunch. Frank fand diese sanfte kleine Frau besonders angenehm; Ruhe umgab sie. Das Junggesellenleben ließ ihn sich schon lange nach einer Frau sehnen, die ihm ein Heim bereiten konnte. Und so, ob es nun die allmähliche Gewöhnung oder die häufige Nähe war, entstand in ihm plötzlich die Ueberzeugung, dies sei die Frau, die er immer gesucht hatte.

Joan starrte ihn fasziniert, halb erschreckt an, als er sie bat, ihren Mann zu verlassen und ihn, Frank, zu heiraten. Daß sie so etwas erleben konnte! Wie eine Heldin ihrer geliebten Geschichten fühlte sie sich. Aber wie konnte sie, die ehrbare Frau eines ehrbaren Kaufmanns, an Scheidung denken! Was würden die Nachbarn sagen? Sie rückte ängstlich von ihm ab. „O Frank, ich kann nicht.“

„Aber ich dachte, du hast mich gern“, sagte er enttäuscht.

Joan suchte nach einer Erklärung: sie schämte sich ihrer Feigheit. „Es ist meine Pflicht, bei meinem Mann zu bleiben“, sagte sie endlich.

Da sie eine Frau war, hatte sie Frank „Lebewohl“ gesagt, in der geheimen Hoffnung, er würde es „Auf Wiedersehen“ deuten.

Aber Wochen vergingen, und sie hörte nichts von ihm. Da verlorene Dinge die Gewohnheit haben, an Wert zu gewinnen, schalt Joan sich bald eine edle Närrin, die aus Hochherzigkeit ihr Lebensglück weggeworfen hatte.

Wenig später mußte John verreisen, und Joan saß am Abend allein zu Haus. Wie oft, dachte sie, hatte Frank einen Abend mit ihr verbringen wollen, und sie hatte immer ausschlagen müssen. Jetzt, da die Gelegenheit da war, hatte die zu fürsorgliche Vorkehrung es gefügt, daß die Versuchung fehlte.

Joan starrte sinnend ins Feuer. Wenn sie Frank geheiratet hätte: wie anders wäre ihr Leben geworden. Liebe, Theater, Gesellschaften, Bewunderung und Vergnügen. Statt dessen saß sie Abend für Abend neben einem alternden Gatten, der seine Zeitung las, dessen Ansichten ihr zum Ueberdruß bekannt waren und dessen gestickte Pantoffel sie haßte. Diese Pantoffel waren Joan ein Symbol ihrer Ehe. Unbeachtet und vernachlässigt, einfach da, weil man sie zur Bequemlichkeit nötig hatte.

Ihre Wangen glühten. Ihre Augen glänzten; und erst als sie vor Franks Tür stand, wurde ihr bewußt, was sie tat. Schweigend folgte sie ihm ins Wohnzimmer.

Der Tisch war mit Büchern bedeckt, der Raum war mit Pfeifenrauch erfüllt. Zwei abgenützte Fauteuils standen neben dem Kamin. Sie hatte sich sein Zimmer eigentlich anders vorgestellt . . . künstlerischer und gemütlicher.

Er lächelte ihr erwartungsvoll zu. „Du hast mich immer gebeten — ich meine damals —, einmal mit dir zu Abend zu essen. Ich, ich hatte früher nie die Möglichkeit . . .“, stammelte sie.

„Ich sagte dir, Joan, daß ich warten würde. Wie wunderbar, wieder einmal mit dir zusammen zu sein. Ich werde sofort das Abendessen richten. Es ist ein Stück kalter Braten da und auch eine Flasche Wein.“

Sie empfand eine leise Enttäuschung: sie hatte erwartet, daß sie ausgehen würden.

Als hätte er ihre Gedanken erraten, sagte er da: „Ich gehe nach einem Tag harter Arbeit nicht gern aus.“ Dabei schob er die Bücher zur Seite, um die Teller hinzustellen.

Während des Essens beobachtete ihn Joan. Er schien so anders. Nicht ein bißchen der Mann, den sie vom Theater, von Restaurants her kannte. Vielleicht kam das von dem alten Rock, den er anhatte.

Eine tiefe Niedergeschlagenheit, die sie sich selbst nicht erklären konnte, erfüllte sie.

Frank stand auf. „Unser Mahl ist einfach gewesen“, sagte er, „aber ich glaube, wir haben noch keines so genossen. Das kommt daher, weil wir nicht ins Restaurant gehen mußten.“

„Aber hast du denn Restaurants nicht gern?“ fragte Joan ängstlich.

„Gern?“ — er lachte grimmig auf. „Ich hasse sie.“

Er hatte sich in den tiefen Armstuhl gesetzt und rauchte seine Pfeife. Joan beobachtete ihn betroffen.

Genau so benahm sich ihr Gatte.

„Ach, Liebling“, fuhr Frank fort, „ein behagliches Heim, das braucht ein Mann. Eine liebe Frau, die sich um seine Bedürfnisse kümmert. Ein warmes Feuer nach getaner Arbeit, eine gute Pfeife, und“ — er streckte behaglich seine Füße gegen die flammenden Scheite — „und Pantoffel.“

Da stand aber Joan, zum Gehen bereit, da. An der Tür warf sie noch einen Blick zurück ins Zimmer. Nicht nach Frank sah sie, der ihr verständnislos nachblickte. Seinen Pantoffeln galt ihr letzter Blick, diesen gestickten Pantoffeln, die genau so ausahen wie Johns Pantoffel und die Joan zu sagen schienen: „Ist es nicht einerlei, mit dem oder jenem Mann verheiratet zu sein? Bequem werden sie in der Ehe alle!“